

Doris Tropper

# Hätte ich doch...

*Von den Sterbenden lernen,  
was im Leben wirklich zählt*

**mvg**verlag 

© des Titels »Hätte ich doch« von Doris Tropper (978-3-86882-280-9)  
2013 by mvg Verlag, Münchner Verlagsgruppe GmbH, München  
Nähere Informationen unter: <http://www.mvg-verlag.de>

---

# VOM SCHEIN ZUM SEIN

---

---

## WO IST DAS GLÜCK GEBLIEBEN?

### VORBETRACHTUNG

Schicksalsschläge ereilen uns immer unvorbereitet und treffen uns tief. Gerade dann, wenn wir uns davor besonders sicher fühlen, wenn wir viele Pläne haben und unaufschiebbare Angelegenheiten in Angriff nehmen wollen, können sie uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel treffen und wir müssen Unausweichliches durchleben. Hadern und Jammern helfen dann auch nicht weiter, von einem Tag auf den anderen kann sich ein ganzes Leben verändern. Damit ändern sich auch die Wertigkeiten. Umdenken ist vielen Menschen in ihren letzten Tagen nicht so ohne Weiteres möglich und rasche, nachhaltige Veränderungen lassen sich oft schon aus organisatorischen Gründen nicht herbeiführen.

Schwere Zäsuren im Leben führen immer auch zu einer radikalen Auseinandersetzung mit der eigenen Lebensgeschichte, den ungenutzten Möglichkeiten und den vertanen oder nicht in Betracht gezogenen Chancen. Dann fallen die Masken und die Sterbenden werfen einen realistischen und ungeschminkten Blick auf sich und ihre Biografie. Die Rollen, die sie im Leben nach außen hin noch ausgefüllt haben, politische oder berufliche Ämter und Funktionen, haben für sie angesichts des nahenden Todes keinen Wert mehr. Alles Unechte und Nichtauthentische bröseln langsam von ihnen ab und es schält sich

oft ein ganz neuer, anderer Menschen heraus, der, zwischen Hoffnung und Depression schwankend, einen unendlich großen Veränderungswunsch verspürt, den er aber nicht mehr realisieren kann, weil ihm die Zeit stundenweise davonläuft.

Dieses Zurückgeworfensein auf Existenzielles und auf sich selbst mit all den großen und kleinen Schwächen macht unglücklich und lässt einen verzweifeln, manchmal ist man dann auch aggressiv und zornig. Das ist nur verständlich, denn plötzlich ist der selbst errichtete Prachtbau nur noch ein einsturzgefährdetes, altersschwaches Haus ohne Aussicht auf Renovierung. Tödliche Erkrankungen und ausweglose Situationen zerstören die mühsam aufrechterhaltene Fassade eines Lebens. Zurück bleibt ein Menschenkind, das genauso nackt und einsam, wie es auf die Welt gekommen ist, aus diesem Leben scheiden muss, hinübergehen in ein unbekanntes Land, aus dem noch niemand zurückgekehrt ist, was vielen Angst bereitet.

Trotzdem kann diese Situation auch eine ungeahnte Stärke verleihen und eine Chance sein, vor allem für uns Zurückbleibende, weil wir daraus Lehren für das eigene Leben ziehen können. Der Sterbende selbst erkennt oft, was ihm noch wirklich wichtig ist, Kleinigkeiten können dann ganz große, unverhoffte Glücksmomente bereiten. Zu Veränderung und Neubewertung ist es nie zu spät. Wenn sie schon nicht tatsächlich herbeigeführt werden können, dann gibt es immer noch die Möglichkeit, davon zu träumen!

### »Ich will nicht mehr leben!«

Eines Nachts holte mich das Klingeln des Telefons aus dem Tiefschlaf. Zitternd, völlig desorientiert und hoffnungslos verschlafen erreichte ich den Apparat. Am anderen Ende der Leitung war ein junger Mann und es dauerte einige Zeit, bis ich begriffen hatte, dass es sich um Andreas handelte, einen alten Schulkollegen, der sich zu der Zeit in Hongkong befand, wo er in einer Bank arbeitete. Auf einem Klassentreffen

während eines Heimatbesuchs, an dem ich nicht teilgenommen hatte, hatte er erfahren, dass ich in der Hospiz-Bewegung tätig bin. So schien es für ihn die einfachste Sache der Welt zu sein, mich anzurufen, da sein Vater einen Herzinfarkt erlitten hatte und auf der Intensivstation lag. Im schlaftrunkenen Zustand konnte ich mich nicht dagegen verwehren, Erkundigungen über den Gesundheitszustand seines Vaters einzuholen und ihm einen Besuch abzustatten, und Andreas war schon immer ein Schmeichler gewesen, der Mitschüler wie Lehrer rasch auf seine Seite zu ziehen vermochte. Ich ärgerte mich über mich selbst, dennoch machte ich mich am nächsten Morgen auf den Weg ins Krankenhaus. Dummerweise hatte ich nicht nach seiner Telefonnummer gefragt, doch wir waren so verblieben, dass er sich in den nächsten Tagen bei mir melden wollte, allerdings zu einer »christlicheren Zeit«.

Der Vater von Andreas, Herr Friedrich, war erst 54 Jahre alt. Ein Mann, der das Familienunternehmen mit viel Sachkompetenz und unendlichem Fleiß aus- und aufgebaut hatte, nachdem er es übernommen hatte. Darüber hinaus gehörte er der Wirtschaftskammer an und war ein anerkannter Experte in seinem Bereich sowie ein angesehenes Mitglied der Gemeinde, weil er sich auch politisch engagierte. Ich kannte ihn vom Sehen, weil wir dieselben Veranstaltungen besucht hatten. Von meinem Gefühl her war er ein rationaler Mensch ohne große Emotionen, dem Geld und materielle Sicherheit sehr wichtig waren. Das war aber nur mein »Außenblick« auf einen Mann, den ein besonders schwerer Schicksalsschlag ereilt hatte.

Herr Friedrich hatte am Schreibtisch gesessen und sich geärgert, dass im Zeitungsinsert, das er zum Firmenjubiläum in allen Tageszeitungen hatte schalten lassen, ein Druckfehler war. Während er mit der einen Hand erzürnt zur Kaffeetasse und mit der anderen zur Gegensprechanlage griff, um seine Sekretärin zum Rapport zu zitieren, verspürte er einen entsetzlichen Schmerz im Brustkorb und konnte seine linke Hand nicht mehr bewegen. Die Kaffeetasse fiel runter und der

Inhalt ergoss sich über den Schreibtisch. Herr Friedrich bekam keine Luft mehr, war geradezu bewegungsunfähig, da der Schmerz ihn überwältigt hatte. Eine panische Angst stellte sich ein und er hatte das Gefühl, dass der Schweiß aus all seinen Poren nur so strömte. Es dauerte für ihn eine gefühlte Ewigkeit, bis er von seiner Sekretärin in diesem Zustand, wie gelähmt und schon fast ohne Bewusstsein, gefunden wurde. Nachdem sie mehrmals vergeblich versucht hatte, einen Telefonanruf durchzustellen, hatte sie nach ihrem Chef geschaut und sofort den Notarzt verständigt. Herr Friedrich wurde umgehend operiert, wobei ihm mehrere Bypässe gelegt und Stents gesetzt wurden, was viele Stunden in Anspruch nahm.

Im Unternehmen herrschte hellste Aufregung. Herr Friedrich hatte stets von morgens bis abends gearbeitet. Im Büro war er immer der Erste und meist auch der Letzte gewesen, der ging. Selbst die Wochenenden hatte er mehr im Betrieb als zu Hause verbracht, ein richtiger Workaholic, der alle Entscheidungen im Alleingang getroffen und niemanden in die Unternehmensführung einbezogen hatte. Von seinen beiden Söhnen hielt er nicht allzu viel. Während Andreas nach seinem Welthandelsstudium als Banker in Hongkong weilte, befand sich sein älterer Bruder Ralf, ein Meeresbiologe, auf einer Expedition in der Antarktis. Die Ehefrau wiederum war eine bekannte Charity-Lady, die sich aus der Arbeit im Betrieb heraushielt. Ein »Vorzeigeunternehmer« mit einer »Vorzeigefamilie«, in dessen Lebensplan für die Vorstellung, dass er vielleicht einmal nicht mehr in der Lage sein könnte, den Betrieb zu führen, kein Platz gewesen war. Das Thema Tod hatte er sowieso ganz aus seinen Gedanken verbannt. Die Eltern von Herrn Friedrich waren bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen, als er erst 17 Jahre alt war. Damals hatte er begonnen, sich durchs Leben zu boxen, für Sentimentalitäten oder Gefühle schien fortan kein Platz mehr gewesen zu sein. Er hatte immer eine fixe Vorstellung von den Dingen gehabt und nicht akzeptieren kön-

nen, dass etwas auch einmal »anders« laufen konnte oder eben »nicht der Norm« entsprach.

Bevor es zu unserer ersten Begegnung kam, musste ich einige Hürden überwinden. Da Herr Friedrich auf der Intensivstation lag und ich keine nahe Verwandte war, wurde ich zunächst nicht vorgelassen. Ich hatte volles Verständnis dafür und musste mir eine andere Möglichkeit überlegen, mein Versprechen, konkrete Erkundigungen über den Ernst der Lage einzuholen und herauszufinden, wie schlecht es tatsächlich um den Vater stand, gegenüber Andreas einzulösen. Ich erinnerte mich, dass ich den ärztlichen Leiter der Intensivstation von Vorträgen her bereits kannte, und bat ihn als Geschäftsführerin der Hospiz-Bewegung um ein persönliches Gespräch. (Es war das erste und einzige Mal, dass ich meine Position ins Spiel brachte, um einen schwer kranken Patienten besuchen zu können.) Der Chefarzt war ein großer, sympathischer Mann mit einem sehr klaren Blick. Ich schilderte ihm die Umstände und wie ich auf Herrn Friedrich aufmerksam geworden war. Er war sofort bereit, ein langes Gespräch mit mir zu führen. Ich glaube sogar, dass er recht froh darüber war, überhaupt mit jemandem die problematische Situation reflektieren zu können. Er wusste von den Auslandsaufenthalten der Kinder und die Ehefrau von Herrn Friedrich sei für ihn nicht erreichbar gewesen. Der Sekretärin im Betrieb hingegen habe er keine Auskunft geben dürfen. Das Telegramm mit Genesungswünschen vom Bürgermeister ausgenommen, hätte sich bislang niemand ernsthaft für ihn interessiert, geschweige denn sich gekümmert. Die tiefe Sorgenfalte auf der Stirn des Arztes signalisierte mir, dass sein Zustand lebensbedrohlich war. Und so war es auch.

Der Herzinfarkt war nämlich nicht das Problem, da es gut gelungen sei, durch Bypässe eine bessere Versorgung zu ermöglichen und durch Stents die stark verengten Koronargefäße wieder zu dehnen. Die Operation wäre auch ganz ohne Schwierigkeiten verlaufen, aber da sei eben noch die gravierende »andere Sache«, die typisch sei für

Männer zwischen 50 und 60 – vor allem die, die rauchen, sich wenig bewegen, gerne einen Whisky über den Durst trinken, zu viele und zu fette Arbeitsessen haben. Das seien viele Risikofaktoren, wie der Arzt referierte, der auf mich auch nicht gerade wie ein Asket, sondern eher wie ein Genussmensch wirkte. Herr Friedrich litt an einem stark entwickelten Pankreaskarzinom, das bereits Tochtergeschwülste in der Leber und in der Lunge gebildet hatte. Bauchspeicheldrüsenkrebs ist in einem so fortgeschrittenen Stadium unheilbar. Eine weitere Operation käme nicht infrage und man wäre nicht einmal sicher, ob man überhaupt eine Chemotherapie durchführen könne, um die Beschwerden zu lindern und die noch zu erwartende Lebenszeit zu verlängern. Diese Diagnose war wirklich schlimm und die Prognose stimmte alles andere als optimistisch. Mir war bewusst, dass Herr Friedrich nur noch wenige Wochen leben würde. Ich bat den Arzt, mich in den nächsten Tagen doch zum Patienten zu lassen, damit ich mit ihm sprechen könnte, wenn dieser es wolle. Der Arzt rief nach der Stationschwester, und so lernte ich Karla kennen, eine gestandene Frau von Ende 50, die mit viel Ruhe, Gelassenheit und Erfahrung die Intensivstation leitete. Wir waren einander auf den ersten Blick sympathisch und aus unserer ersten Begegnung entwickelte sich eine langjährige Freundschaft. Bis zu ihrer Pensionierung kam sie alle 14 Tage zu mir nach Hause, um sich über die Schwere ihrer Arbeit auszutauschen. Sie war danach immer erleichtert und fühlte sich entlastet. Umgekehrt bekam ich einen guten Einblick in die emotionsgeladene und stressige Arbeit auf einer Intensivstation.

Zwei Tage später durfte ich Herrn Friedrich besuchen. Das Krankenhaus hatte entschieden, dass er auf der Intensivstation verbleibt, wo ihm eine möglichst optimale Schmerztherapie verabreicht wurde. Eine Intensivstation mit ihrer kahlen Nüchternheit und den vielen tickenden Apparaten, Schläuchen, Monitoren und dem harten Neonlicht ist nun wirklich nicht der Ort, an dem man sich gerne aufhält und wo man ver-

sucht, mit einem Menschen ins Gespräch zu kommen. Außerdem musste ich jedes Mal einen blauen Kittel überziehen und die Hände gut desinfizieren, um die Infektionsgefahr zu minimieren. In den ersten Tagen musste ich sogar einen Mundschutz tragen, zudem hieß es, sich genau an die Besuchszeiten zu halten, da pflegerische Maßnahmen dort sehr lange dauern und zu bestimmten Zeiten durchgeführt werden. Ich habe seitdem keine Berührungsängste mehr vor der Intensivmedizin. Und nach dieser Begleitung weiß ich so deutlich wie nie zuvor, dass ich niemals mit Maschinen und Apparaten am Leben »erhalten« werden möchte. Daher habe ich schon früh eine entsprechende Patientenverfügung erlassen. Auf einer Intensivstation befinden sich Menschen, die oft von einer Minute auf die andere nicht mehr ihr ursprüngliches Leben führen können, weil sie durch einen Unfall, eine Unachtsamkeit, eine schwere Erkrankung, eine misslungene Operation oder einen anderen Schicksalsschlag aus ihrem Dasein gerissen wurden. Wohin die Reise geht, ist ungewiss. Die Heilungschancen sind in den meisten Fällen gleich null. Letzte Option: Wachkoma und alles andere als schöne Aussichten. Hier stellt sich für mich persönlich immer wieder die Frage nach der Würde des Menschen und wie viel Leid und Schmerz er aushalten können muss, bis es vorbei ist. Herrn Friedrichs Lebensabschnitt auf der Intensivstation dauerte 29 Tage und eine Nacht, dann war er tot. Um bestimmte Dinge anzusprechen, war noch viel Zeit, um große Veränderungen herbeizuführen, war die Zeit zu knapp. Die Stunden, in denen er relativ klar und wach war, wurden gegen Ende seines Lebens immer weniger. Der Patient selber jedoch immer unglücklicher, weil er sich ganz und gar nicht mit diesem so raschen Sterben abfinden konnte. Er kämpfte mit der ihm verbliebenen Kraft dagegen an, er war streckenweise teilnahmslos und abweisend und letztlich doch zu schwach, um aus diesem Wettstreit mit dem Tod als Sieger hervorzugehen. Wie Don Quijote im Kampf gegen Windmühlen, die viel stärker und größer sind als er. Herr Friedrich war am Ende ein armer, kranker, wenn auch mutiger Ritter von trauriger Gestalt.



Tag 3:

»Guten Tag, Herr Friedrich. Ich bin eine Schulfreundin Ihres Sohnes Andreas. Ich möchte sehr gerne kurz mit Ihnen sprechen.«

Er wandte mir langsam und wie in Zeitlupe das Gesicht zu. Es war ein langer, prüfender Blick.

»Können Sie auch Bilanzen lesen und gut stenografieren? Haben Sie auch die Handelsakademie absolviert?«

Ich musste lachen. »Ja und nein«, war meine Antwort.

Herr Friedrich musterte mich kritisch.

»Ich könnte Bilanzen lesen und wäre im Stenografieren auch sehr gut, aber ich habe mich nach der Matura nicht für eine kaufmännische Laufbahn entschieden, sondern habe mich ausnahmslos auf den Familien- und Sozialbereich beschränkt.«

Fast resignativ, ein angedeutetes Achselzucken bei meinem Gesprächspartner. Herr Friedrich war derart verkabelt und hing regelrecht an Schläuchen, sodass er keine Bewegungsfreiheit hatte. Nur den Kopf konnte er von links nach rechts drehen.

»Sagen Sie meinem Sohn, dass er nicht kommen muss!«

»Das kann ich nicht, denn er ist bereits unterwegs nach Hause.«

»Ein Zuhause, was ist das schon?!«

In diesem Satz schwang ganz viel Bitterkeit mit. Ich nahm den »Ball« an und blieb beim Schlüsselwort »Zuhause«.

»Brauchen Sie etwas von zu Hause, Herr Friedrich?«

»Nein, danke vielmals.« Seine Stimme klang belegt, fast heiser. Es war, als müsste er etwas abwehren.

»Sie waren wohl nicht oft zu Hause? Wahrscheinlich war der Betrieb Ihr wirkliches Heim?«

Er nickte nur schwach, aber ich wusste es als Zustimmung zu deuten.

»Möchten Sie jemanden aus dem Unternehmen sehen oder kann ich dort für Sie etwas erledigen?«

Ein fiebriges Aufleuchten war in seinen Augen zu sehen.

»Ja, schicken Sie mir Trudchen und sagen Sie ihr, dass sie was zum Schreiben mitbringt!«

»Und wo finde ich Trudchen?« Ich war mir nämlich nicht sicher, ob ich den Namen richtig verstanden hatte. Mit dieser Frage löste ich bei ihm ein krächzendes Lachen aus, dem gleich ein Hustenanfall mit Schmerzen folgte. Als er sich wieder erholt hatte, kam die Erklärung:

»Trude ist meine Sekretärin, aber nicht so, wie Sie glauben ...! Sie ist schon viele, viele Jahre im Betrieb und hat den Überblick über die Geschäfte. Sie soll möglichst bald kommen, ich habe ja nicht mehr so viel Zeit, sagen Sie ihr das!«

Ich nickte zuversichtlich und mir fiel auf, wie sehr ein schwer kranker Mensch es spürt, wie ihm die Zeit wie Sand zwischen den Fingern zerrinnt.

Herr Friedrich war erschöpft und so saß ich noch einige Minuten in Stille bei ihm. Ich wollte nicht gleich nach Erhalt des Auftrags davon-eilen, denn es wäre mir wie ein Davonlaufen vorgekommen. Ich wollte ihm und mir noch etwas Zeit geben.

»Ich will nicht mehr leben! Alles soll schnell zu Ende gehen, wenn ich schon sterben muss!«

In Herrn Friedrichs Stimme lag ein flehender, fast selbstbemitleidender Ton.

Ich legte meine Hand vorsichtig und sanft auf seinen linken Oberarm. Er hatte den Kopf von mir abgewandt und war wohl ganz in Gedanken versunken. Vielleicht dachte er darüber nach, was er in seinem Unternehmen alles unbearbeitet und unerledigt zurückgelassen hatte. Rings um uns herum das Piepsen der Monitore und das Surren der Schläuche, wenn die Flüssigkeiten aus den Infusionsflaschen in die Körper der Patienten gelangen.

»Herr Friedrich, ich kann Ihnen helfen, Ihre Sekretärin herzuholen. Ich kann Ihnen zuhören, wenn Sie mit mir über eine Sache sprechen

möchten. Ich werde Ihre Wünsche respektieren und versuchen, sie nach Möglichkeit zu erfüllen, aber beim Sterben kann ich Ihnen nicht helfen.«

»Sie schickt der Himmel! Aber meine Söhne und meine Frau will ich hier nicht sehen, niemals!«

»Ja«, sagte ich abschließend. Ich wusste, dass es noch nicht der richtige Zeitpunkt war für ein Abschiednehmen von der Familie, weil in dieser unversöhnlichen Familie vieles noch offen, unausgesprochen und nicht abgeschlossen war. Gleichzeitig spürte ich die Anspannung auch in mir, da ich instinktiv ahnte, dass nicht mehr sehr viel Zeit zur Verfügung stehen würde, um so existenzielle Fragen auch nur annähernd zu klären und eine Lösung zu finden.

Trudchen war eigentlich das Geschenk des Himmels: eine ältere, rundliche, reizende, charmante, höfliche Frau, die in den nächsten Wochen mit unendlicher Geduld, Fröhlichkeit und Ausdauer zweimal am Tag ihren Chef besuchen sollte. Sie wurde dabei häufig mit völlig unsinnigen und unnötigen Arbeitsaufträgen bedacht, trotzdem führte sie sie so gut wie möglich mit größter Gewissenhaftigkeit aus. An den Vormittagen las sie Herrn Friedrich aus den Tageszeitungen vor, am Nachmittag ließ sie sich Briefe diktieren, die sie ihm am nächsten Tag zur Unterschrift vorlegte, die aber nie abgeschickt wurden. Selbst in jenen Phasen, in denen die Sinne von Herrn Friedrich schwer gedämpft waren und er wirres Zeug faselte, tat sie ihren Dienst und machte aus jedem noch so unzusammenhängenden Wortgeflecht einen korrekten Brief, wie sie es mehr als 30 Jahre zuvor getan hatte. Sie wurde in seinen letzten Tagen zur wichtigsten Bezugsperson und zur Brücke zu seinem geliebten Unternehmen, das er niemals im Stich gelassen hätte. Leider war es zu spät, um sinnvolle Schritte für die Zukunft vorzubereiten. Da konnten auch der Notar der Familie und der Jurist, der ihn in Firmenbelangen beriet, keine Wunder bewirken.